

12. Identität durch Geschichten

Geschichten sind Prozesse der Systemindividualisierung¹. Durch ihre Geschichten werden Individuen unter ihresgleichen unverwechselbar. Über ihre Geschichten werden Individuen in dieser ihrer Einzigartigkeit identifizierbar, und im Erzählen dieser Geschichten erklären wir diese Einzigartigkeit. Städte sind ein bei Historikern beliebtes Beispiel zur Demonstration des Ursprungs der Individualität aus der Geschichte²; denn in Prospekt, Silhouette oder Strassenführung alter Städte sind stadtbaugeschichtliche Relikte aus verschiedenen Epochen simultan gegenwärtig. Man sieht sie in ihrer Einzigartigkeit, und selbst beim Blick aus der Höhe des Flugzeugs braucht der Geübte nicht die navigatorischen Mittel zur Bestimmung von Punkten im Raum, um sie identifizieren zu können.

Der Sinn der definitiven Charakteristik von Geschichten als Prozessen der Systemindividualisierung lässt sich noch schärfen und sichern durch die Unterscheidung von numerischer und geschichtlicher Individualität. Individuen existieren ja nicht *eo ipso*, wie Gott, singular. Sie bilden mit anderen ihresgleichen logisch Klassen, technisch Serien, biologisch Populationen, soziologisch abermals Klassen usw. Dabei kann es, wie zum Beispiel bei Individuen technischer Serien, sein, dass sie einander bis zum Verwechseln gleichen. Mancher Fahrer eines individuenreichen Autotyps hat die Situation schon erlebt, dass erst die Vergeblichkeit seines Versuchs, die Tüt zu öffnen, ihn darüber belehrte, dass er ein fremdes Auto für das seinige hielt. In solchen Fällen, in denen die Unterscheidung von Individuen, die sich gleichen, durch den blossen Umgang mit ihnen nicht oder nicht sicher oder nicht rechtzeitig genug möglich ist, muss man ihre Unverwechselbarkeit auf der Ebene der Symbole sichern. Man gibt ihnen Namen oder teilt ihnen, um auch noch der Verwechslung von Individuen durch Verwechslung ihrer Namen vorzubeugen, Nummern zu. Technische Geräte derselben Serie haben solche Nummern, und auch zur verwechslungssicheren administrativen Registratur von Bürgern erwägt man, Individuen Nummern zuzuordnen. Die numerische Individualität soll hier durch die Pragmatik solcher Numerierungsverfahren

¹ Kap. 8: Geschichten – Prozesse der Systemindividualisierung, S. 90ff.

² Vgl. Theodor SCHIEDER: Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung (München/Wien 1968) 33ff.

charakterisiert sein. Gemeint ist die Individualität eines Individuums, soweit wir dieses durch Prädikation seiner Eigenschaften von anderen seinesgleichen nicht mit praktisch ausreichender Sicherheit unterscheiden können. Die geschichtliche Individualität sichert dagegen diese Unterscheidbarkeit als das singuläre Resultat der singulären Geschichten, die Individuen im Verhältnis zu anderen Individuen ihresgleichen passierten. Alte Autos derselben Serie werden ja kaum noch verwechselt. Jeder Lack wird schliesslich stumpf und jedes Standardblech rostet. Aber die Umstände der Pflege und der Nutzung und darüberhinaus die Zufälligkeiten von Schäden, die unabwendbar Dritte verursachten, lassen jedes Auto verschieden altern, so dass es dann in der Unverwechselbarkeit seiner singulären geschichtlichen Individualität vor uns steht.

Geschichten sind Prozesse der Systemindividualisierung. Die technischen, biologischen oder sozialen Systeme, die solchen Individualisierungsprozessen unterliegen, haben natürlich ihre numerische Individualität immer schon. Abweichende Eigenschaften singulärer Kombination, durch die sie prädikativ von Systemen derselben Struktur unterscheidbar werden, gewinnen sie erst durch ihre singulären Geschichten, und diese Geschichten sind es, die uns die geschichtliche Individualität eines Systems, über die wir es identifizieren, erklären. Soweit es sich um Systeme handelt, die, wie soziale Systeme und selbstverständlich Personen, auch sich selbst über ihre geschichtliche Individualität identifizieren, lässt sich diese geschichtliche Individualität als «Identität» bezeichnen. Es ist zunächst gar nicht nötig, auf die aktuellen psychologischen und soziologischen Theorien der Identität zu rekurrieren³, um die Zweckmässigkeit dieser Bezeichnung darzutun. Es genügt, an den wohlgeordneten gemeinsprachlichen Gebrauch des Wortes «Identität» zu erinnern, wie er uns aus den praktischen Zusammenhängen vertraut ist, in denen vor Gericht und vor Ämtern, von der Polizei und von Zöllnern, die Identität von Personen festgestellt oder überprüft wird. Im Englischen und im Französischen heisst das Personalpapier, das dieser Feststellung oder Überprüfung dient,

³ Vgl. dazu Lothar KRAPPMANN: *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen* (Stuttgart 1971), der die vor allem von George H. Mead inaugurierten Forschungen zur Psychologie der Identität für eine von Habermas abhängige Interaktionstheorie nutzbar gemacht hat. Ferner: Helmut DUBIEL: *Identität und Institution. Studien über moderne Sozialphilosophien* (Düsseldorf 1973).

Identitätskarte, und genau diese Bedeutung des Wortes «Identität» wird mit dem Vorschlag aufgenommen, die geschichtliche Individualität, sofern man reflexiv auch selbst sich in dieser identifiziert, «Identität» zu nennen. Identität ist das, was als – zutreffende – Antwort auf die Frage erteilt wird, wer wir sind. Nur in Fällen, in denen ein Dritter bereits von uns weiss, aber noch nicht weiss, dass wir es sind, von dem er weiss, pflegt ihm gegenüber die Mitteilung unseres Namens zur Beantwortung der Frage, wer wir sind, zu genügen. Sonst sind zusätzliche Auskünfte nötig, und die Identitätskarte präsentiert vom Geburtsort über das Alter bis zum Wohnsitz das Minimum dieser zusätzlichen Auskünfte. In ihrem Ensemble bilden sie, wie man unschwer erkennt, stets eine Geschichte. Diese Geschichte macht unsere Identität aus und über sie werden wir identifiziert.

Die Ultrakurzgeschichte, die in unserer Identitätskarte erzählt wird, lässt sich nach Belieben und in jeder gewünschten Richtung erweitern. Schon der Pass, den wir bei Grenzübertritten vorweisen, teilt Geschichten mit, die länger sind, als der Grenzbeamte zumeist Zeit hat, sie zu lesen –: wann wir wo einreisten, ausreisten, ob wir dabei mit dem Flugzeug oder mit dem Zuge reisten, ob wir Diplomaten sind oder gewöhnliche Menschen, Touristen oder Ausländer mit Wohnrecht usw. Schon von diesen knappen und lediglich eine einseitige Sorte von Fakten berücksichtigenden Geschichten dürfte kaum eine der anderen gleichen, und eben das lässt uns durch sie unverwechselbare Identität gewinnen. Unser Name, sofern er mehr ist als ein unterscheidungstechnisch mangelhaftes Äquivalent der Personalnummer, die unsere numerische Individualität symbolisiert, repräsentiert unsere geschichtliche Individualität. Er lässt sich als eine Überschrift zu der Geschichte auffassen, über die wir und andere diese unsere geschichtliche Individualität identifizieren. Deswegen lassen sich auch zu Biographien kaum bessere Titel als die Namen der Personen finden, deren Leben darin erzählt wird, und so ist es in der grossen biographischen Historiographie von Wittram⁴ über Wandruszka⁵ und Braubach⁶

⁴ Reinhard WITTRAM: Peter I. Czar und Kaiser. Zur Geschichte Peters des Grossen in seiner Zeit. 2 Bde. (Göttingen 1964).

⁵ Adam WANDRUSZKA: Leopold II. Erzherzog von Österreich, Grossherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser. Bd. I: 1747–1780. Bd. II: 1780–1792 (Wien/München 1965).

⁶ Max BRAUBACH: Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biographie. 5 Bde. (München 1963/4).

bis W. Kaegi⁷ und Carl J. Burckhardt⁸ bis in die Gegenwart hinein üblich.

Dass auch die Selbstidentifikation über die Geschichten verläuft, die unsere geschichtliche Individualität prägen, ist nicht erst an den Exemplen prominenter Autobiographien ablesbar⁹. Jedes akademische curriculum vitae, wie es bei Promotions- und Habilitationsgesuchen der Fakultät einzureichen ist, und jeder Lebenslauf in Bewerbungsschreiben gehorcht derselben Pragmatik, dass, wer einer sei, in seiner Geschichte präsent ist. Gerade an dieser gewöhnlichen Praxis, sich durch einen Lebenslauf vorzustellen, lässt sich der Sinn der Charakteristik von Geschichten als Individualisierungsprozess besonders gut verdeutlichen. Wer je über Anstellungen auf der mittleren Angestelltenebene zu entscheiden hatte, weiss ja, dass die Varianten im Ausbildungs- und Lebensweg von Krause über Meier bis zu Schulze im allgemeinen gering sind. Sie alle sind Individuen, aber nicht alles an ihnen ist einzigartig. Sie alle unterlagen derselben Schulpflicht, und die Noten ihrer Abgangszeugnisse pflegten sich gemäss dem Verlauf der Gauss'schen Normalverteilungskurve beim mittleren Wert der einschlägigen Skala zu häufen. In der Angestelltensoziologie sind denn auch die Durchschnittsdaten solcher Standardbiographien von der sozialen Herkunft über die Schulbildung bis zur beruflichen Mobilität längst erhoben. Der Personalchef träfe insofern die Wahrheit vermutlich recht gut, wenn er einen gegebenen konkreten Müller für einen durchschnittlichen hielte und sein biographisches Profil für ein gewöhnliches. Wenn er dennoch auf der Vorlage von Lebensläufen besteht, so einzig wegen der abweichenden Fälle. Lebensgeschichten, die immer dieselben sind, würde niemand immer noch einmal zu lesen brauchen. Erst die Varianten machen sie interessant, lesbar und aufschlussreich und rechtfertigen das Verlangen, sie aufzuschreiben.

«Die Geschichte steht für den Mann» – auf diese Formel hat der Phänomenologe und Husserl-Schüler Wilhelm Schapp die These vom Ur-

⁷ Werner KAEGI: J. Burckhardt. Eine Biographie. 7 Bde. I (Basel 1947); II (1950); III (Basel/Stuttgart 1956); IV (1967); V (1973); VI (1977); VII mit Ges.-reg. (in Vorb.).

⁸ Carl J. BURCKHARDT: Richelieu. 3 Bde. I (München 1966); II (1966); III (1966).

⁹ Georg MISCH: Geschichte der Autobiographie. 4 Bde. – Zur Publikationsgeschichte dieses grossen Werkes vgl. Gerhard SCHULTE-BULMKE: Vorwort des Verlegers, in: Georg MISCH: Geschichte der Autobiographie. Vierter Band, zweite Hälfte (Frankfurt a. M. 1969).

sprung der Individualität aus Geschichten gebracht¹⁰. Die Namen von Personen seien «Überschriften von Geschichten», und «nur über Geschichten» gäbe es «Zugang zu ihnen»¹¹. «Je suis mon passé», heisst die entsprechende Formel bei Sartre¹², und der Leichtigkeit und Plausibilität dieser Formel hört man die Mühseligkeit der Geschichte nicht mehr an, die als die Geschichte der Subjektivitätstheorien ihr vorausliegt. Zu dieser Vorgeschichte gehört die postcartesianische Einsicht, dass die Subjektivität von Subjekten nicht als eine Eigenschaft von Substanzen unter anderen Substanzen zu charakterisieren ist, die es nach Analogie sonstiger Unterscheidung von Sachen (res) gemäss ihren objektiven Eigenschaften erlaubte, aus dritter Position¹³ Subjekte objektiv von anderen Sachen zu unterscheiden, dass vielmehr die Unterscheidung von Subjekt und Objekt eine innersubjektive, erkenntnis- und lebenspraxismässige Unterscheidung ist. Erkenntnis- und lebenspraktisch lernt das Subjekt, sich von dem, was es nicht ist, zu unterscheiden; gleichzeitig konstituieren sich in solcher Praxis das, was es sich selbst ist, und das, was ihm das Andere und die Anderen sind. Bereits vor der Jahrhundertwende hat beispielsweise Wilhelm Dilthey diese Struktur der Konstitution von Subjektivität in seiner Analyse der Rolle von Widerstandserfahrungen beim Aufbau des Wahrnehmungslebens beschrieben¹⁴. Ernst Mach hat sich sogar, schon früher, eine Illustration der Innersubjektivität der Unterscheidung von Subjekt und Objekt einfallen lassen. In seinen Beiträgen zur Analyse der Empfindung finden wir ein Bild, dessen Witz ist, dass wir auf ihm genau dasjenige sehen, was auch der Mann sieht, der in diesem Bild

¹⁰ Wilhelm SCHAPP: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding (1953). Mit einem Vorwort zur Neuauflage von Hermann LÜBBE (Wiesbaden 1976) 103.

¹¹ Wilhelm SCHAPP: Philosophie der Geschichten (Leer, Ostfriesland 1959) 20.

¹² Jean Paul SARTRE: L'être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique (Paris 1943) 159.

¹³ Mit dem Wegfall dieser dritten Position, die für das Subjekt auch die Garantie der Objektivität seiner Wirklichkeitserfahrung übernahm, ist zugleich der neuzeitliche Begriff der Wirklichkeit erreicht, die in der Konsistenz ihrer subjektiven Erfahrung garantiert ist. Vgl. dazu Hans BLUMENBERG: Die Legitimität der Neuzeit (Frankfurt a. M. 1966) 150ff. Ferner: Hans BLUMENBERG: Vorbemerkungen zum Wirklichkeitsbegriff, in: Günter BANDMANN, Hans BLUMENBERG, Hans SACHSSE, Heinrich VORMWEG, Dieter WELLERSHOFF: Zum Wirklichkeitsbegriff (Wiesbaden 1974) 3–10.

¹⁴ Wilhelm DILTHEY: Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung unseres Glaubens an die Realität der Aussenwelt und seinem Recht (1890), in: Gesammelte Schriften V (Leipzig/Berlin 1924) 90–138.

selber mitabgebildet ist – also nicht nur das Interieur eines Zimmers, Fenster, die Landschaft draussen, sondern eben auch dasjenige, was man von sich selber zu sehen pflegt –: untere Vorderseite, Extremitäten, und vom Kopf «den Augenbrauenbogen, die Nase und den Schnurrbart»¹⁵. – Diese Einbeziehung des Subjekts selbst und seiner Leistungen in die Beschreibung der Konstitution der Welt um uns ist auch die strukturelle Quintessenz der kinästhetischen Analysen Husserls¹⁶.

Der Mangel, der in diesen wahrnehmungspsychologischen, erkenntnisanalytischen und phänomenologischen Beschreibungen der Subjektivität verblieb, war ein Mangel in der Charakteristik der Einheit des Subjekts. In Husserls geschätzter Metapher des 'Erlebnisstroms' zeigt sich dieser Mangel. Der «Erlebnisstrom», in welchem, was wir von uns selbst und anderen bemerken, an uns vorbeizieht, wäre die «Urform des Bewusstseins»¹⁷. Das kann nur aus der Perspektive eines Professors so scheinen, der in phänomenologischer Selbstbeobachtungspraxis das Wahrnehmungslieben analysiert. Sobald man aber in die Beschreibung der Subjektivität einbezieht, was wir über diese unsere erlebnisstromartige Selbstgegebenheit in Stunden phänomenologischer Beobachtungspraxis hinaus auch noch sind, reicht die Strommetapher zur Charakteristik der Einheit dieser Subjektivität offensichtlich nicht mehr aus. Man sieht das, wenn man von dem wahrnehmungsphänomenologisch beobachteten Subjekt den Blick auf das beobachtende Subjekt zurücklenkt, auf den Professor also, der analysiert und schreibt, der sein Buch abschliessen möchte und auf das Echo der Kollegen hofft usw. Diesem so besorgten Subjekt ist Martin Heidegger offensichtlich näher, wenn er in der berühmten Daseinsanalytik seines Hauptwerkes «Sein und Zeit»¹⁸ dessen Einheit als die «Sorge» bestimmt, die in letzter Instanz die Sorge um das eigene «Sein-Können» ist¹⁹. Wer wir aber, so besorgt, jeweils mit Einschluss dessen, was wir blei-

¹⁵ Ernst MACH: Beiträge zur Analyse der Empfindung (Jena 1886) 15.

¹⁶ Edmund HUSSERL: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Zweites Buch: Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution. Hg. von Marly BIEMEL. Husserliana IV (Den Haag 1952) bes. 55ff.

¹⁷ Edmund HUSSERL: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, in: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Erster Band, Teil I (1913) 1–323; 165f.

¹⁸ Martin HEIDEGGER: Sein und Zeit. Erste Hälfte (1927) (Halle a. d. Saale 1941) 180ff.: Die Sorge als Sein des Daseins.

¹⁹ a. a. O. 181.

ben oder werden möchten, sind – das lässt sich einzig durch unsere jeweilige Geschichte sagen, und ohne Rekurs auf eine solche Geschichte, nämlich auf die soeben mit einigen wenigen Hinweisen thematisierte Geschichte postcartesianischer Subjektivitätstheorien²⁰, blieben auch die Anstrengungen des Geheimrats Husserl unverstündlich, nun auch seinerseits noch in «Cartesianischen Meditationen» die Einheit des Subjekts, statt durch die Identität eines «Pols» seiner «Erlebnisse», durch die genetisch sich aufbauende Identität seiner «Habitualitäten» zu bestimmen²¹.

Man müsste also die ganze Geschichte der «phänomenologischen Bewegung»²² vor Augen haben, damit der Schein der Mühelosigkeit sich entfernt, mit der sich heute, mit dieser Geschichte im Rücken, sagen lässt, die Antwort auf die Frage nach der Identität eines Subjekts, also die Antwort auf die Frage, wer einer ist, sei seine Geschichte. «Nur über Geschichten gibt es Zugang» zur Identität von Subjekten. Auch für Wilhelm Schapp, der das so formuliert hat²³, schliesst das selbstverständlich die ganze Lebenswelt²⁴ dieser Subjekte und damit ihre Sozialität ein. Identität haben entsprechend nicht nur Personen, sondern generell reflexive Systeme. Jede «Gesellschaft hat Geschichte, in deren Verlauf eine spezifische Identität entsteht», und zwar über die Aktivitäten und Passivitäten der ihr angehörenden «Menschen mit spezifischer Identität». Identität ist insofern «ein Phänomen, das durch die Dialektik von Individuum und Gesellschaft entsteht», schreiben Berger und Luckmann, und sie weisen damit die «verdinglichende Hypostasierung» des Identitätsbegriffs zur Vorstellung einer «kollektiven Identität» zurück²⁵. Diese «Hypostasie-

²⁰ Ausführlicher habe ich einige Stadien dieser Geschichte in den Abhandlungen erläutert, die in dem Buch 'Bewusstsein in Geschichten. Studien zur Phänomenologie der Subjektivität. Mach-Husserl-Schapp-Wittgenstein' (Freiburg i.Br. 1972) gesammelt vorliegen.

²¹ Edmund HUSSERL: *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. Hg. und eingeleitet von S. STRASSER. *Husserliana I* (Den Haag 1973) 100f.

²² H. SPIEGELBERG: *The Phenomenological Movement. A Historical Introduction*. Zwei Bände (Den Haag 1960). Ferner: Hans-Georg GADAMER: *Die phänomenologische Bewegung*, in: Hans-Georg GADAMER: *Kleine Schriften III. Idee und Sprache*. Platon, Husserl, Heidegger (Tübingen 1972) 150–189.

²³ Vgl. Anm. 11.

²⁴ Zum Begriff der Lebenswelt vgl. Gerd BRAND: *Die Lebenswelt. Eine Philosophie des konkreten Apriori* (Berlin 1971).

²⁵ Peter L. BERGER und Thomas LUCKMANN: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (amerikanisch 1966). Mit einer Ein-

«ung» bedarf allerdings einer Zurückweisung, sofern damit die Annahme gemeint sein sollte, Kollektive hätten eine Identität «unabhängig» von der Identität der Personen, die das Kollektiv bilden. Aber das nimmt doch niemand an, oder er scheint es allenfalls anzunehmen, indem er das ohnehin in diesem Zusammenhang unklare Wort «unabhängig» rhetorisch-eigenwillig gebraucht. Das Dementi dieser Unabhängigkeit in Gestalt der zitierten These, die «Dialektik» sei die spezifische Form der wechselseitigen Abhängigkeit «von Individuum und Gesellschaft» spiegelt ja seinerseits in der Vieldeutigkeit des Wortes «Dialektik»²⁶ die Schwierigkeiten, die es bereiten muss, das Verhältnis «von Individuum und Gesellschaft» in generellen Sätzen zu beschreiben. Diese Schwierigkeiten hindern uns aber nicht, und zwar ohne dass wir Gefahr liefen, das Identitätskonzept zu «hypostasieren», Identität auch Institutionen zuzusprechen und damit den Kollektiven, in deren Namen die Repräsentanten von Institutionen sprechen und handeln. In der Praxis öffentlicher Rede und zumal im politischen Leben ist es ja von grosser Wichtigkeit, dass stets klargestellt bleibt, ob wir im eigenen Namen oder zugleich im Namen anderer reden und in wessen Namen wir reden. In der Praxis solcher kollektiven Interaktionen kann es vorkommen und kommt es ständig vor, dass gefragt wird, wer wir denn sind. Ob persönlich oder gruppenspezifisch – die Antwort auf die Frage, wer wir denn sind, ist die Kennzeichnung einer Identität, und in beiden Fällen hat diese Antwort die Form einer Geschichte. Auch kollektive und institutionelle Subjekte identifizieren sich über ihre geschichtliche Individualität und werden über sie identifiziert. «Es ist unmöglich, eine Institution ohne den historischen Prozess, der sie heraufgebracht hat, zu begreifen»²⁷, und um dieses Begreifens willen werden überall die entsprechenden Geschichten erzählt. Kein Verein, keine Firma, die bei herausgehobenen Anlässen, Jubiläen zum Beispiel, sich nicht durch einen geschichtlichen Rückblick vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit präsentierte, und für Parteien, politische Bewegungen aller Art, Körperschaften bis hin zu den Staaten gilt das ohnehin.

leitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth PLESSNER. Übersetzt von Monika PLESSNER (Frankfurt a. M. 1969) 185–191: Gedanken über Identitätstheorien, 185f.

²⁶ Zur Analyse aktueller Verwendungsweisen des Wortes «Dialektik» vgl. Roland SIMON-SCHAEFER: *Dialektik. Kritik eines Wortgebrauchs* (Stuttgart/Bad Cannstatt 1973).

²⁷ Peter L. BERGER, Thomas LUCKMANN, a. a. O. (Anm. 25) 58.

Es ist eine spezielle Frage, die an anderer Stelle aufgenommen werden soll²⁸, woran es liegen kann, dass gerade zur modernen Welt der Historismus gehört, das heisst eine speziell veranstaltete und nach Ausmass und Intensität historisch beispiellose Kultur der historiographischen Vergegenwärtigung eigener und fremder Identität. Unabhängig von der Beantwortung dieser Frage gilt, dass Subjekte unter ihresgleichen singuläre Identität durch Geschichten erlangen und dass entsprechend der Zugang zur Identität über diese Geschichten führt.

Man kann natürlich die Frage stellen, wieso zur Kennzeichnung der Identität eines Subjekts eine synchrone Beschreibung seines gegenwärtigen Verhaltens und Handelns nicht genügen sollte. Wieso erzählen wir, um andere kennenzulernen, deren Geschichten, während es doch zumindest für praktische Zwecke genügen sollte, wechselseitig das Verhalten richtig einschätzen zu können und die Absichten zu kennen? Die Antwort auf diese Frage lautet, dass, was andere wollen und tun, stets nur zum Teil auf Erfahrungen, Annahmen über die Wirklichkeit und Einschätzungen von Lagen beruht, die wir mit diesen anderen teilen, und nur zu diesem Teil können wir uns die Rationalität ihres Wollens und Tuns im Horizont der Gegenwart durchsichtig machen. Zum anderen Teil bliebe, was die anderen wollen und tun, synchron betrachtet unverständlich, nämlich insoweit, als es auf früheren Erfahrungen, tradierten Annahmen über die Wirklichkeit, einstmals bewährten Einschätzungen von Lagen beruht, die wir, durch eine andere Vergangenheit geprägt, nicht oder nicht mehr teilen. Soweit das der Fall ist, sind wir, um den anderen zu verstehen, auf eine historische Erklärung seines Wollens und Tuns angewiesen, und seine Geschichte bietet diese Erklärung. Solche Erklärungen sind gewiss Relativierungsvorgänge. Wir verstehen, was wir auf seine eigenen geschichtlichen Voraussetzungen hin relativieren und so erklären. Aber das heisst nicht eo ipso, die eigenen Erfahrungen, Annahmen über die Wirklichkeit und Einschätzungen von Lagen zum Massstab zu machen. Verschiedene Erfahrungen Verschiedener müssen sich ja nicht widersprechen, und soweit sie es tun, muss das nicht eo ipso einen Konflikt bedeuten. Führen sie zu einem Konflikt, so ist die historische Aufklärung seiner geschichtlichen Voraussetzungen für seine friedliche Lösung nützlich.

²⁸ Vgl. unten S. 304ff.

Die Identität von Subjekten lässt sich also deswegen vollständig nur über deren Geschichten vergegenwärtigen, weil diese Identität in ihrer synchronen Präsenz stets mehr enthält als das, was aus gegenwärtigen Bedingungen verständlich gemacht werden könnte. Anders formuliert: das, was einer ist, verdankt sich nicht der Persistenz seines Willens, es zu sein. Identität ist kein Handlungsergebnis. Sie ist das Resultat einer Geschichte, das heisst der Selbsterhaltung und Entwicklung eines Subjekts unter Bedingungen, die sich zur Raison seines jeweiligen Willens zufällig verhalten. Eben deswegen ist das Subjekt im Verhältnis zu der Geschichte, durch die es seine Identität hat, auch nicht deren Handlungssubjekt, sondern lediglich das Referenzsubjekt der Erzählung dieser Geschichte²⁹. Bei Personen ist das ohnehin klar: niemand verdankt ja seine Existenz einem Akt der Zustimmung zu ihr, die er am Ende eines herrschaftsfreien Diskurses erteilt hätte. Deswegen gehört zu den Lebensgeschichten, durch die unsere Identität nachgewiesen wird, auch im Pass, als schlechthin narratives Ereignis das Datum unserer Geburt, und auf der anderen Lebensseite verhält es sich grundsätzlich nicht anders. Institutionen, Firmen, Parteien werden freilich gegründet. Aber selbst wenn ihre Liquidation durch den Willen ihrer Inhaber oder Repräsentanten und Führer geschieht, ist ihre Identität nicht das Resultat eines Willens zu ihr, der sich von der Gründung bis zur Liquidation hätte erhalten können. Firmen- und Parteigeschichten tun zwar gelegentlich so. Aber sie würden ja nicht erzählt, wenn es darin nicht darauf ankäme mitzuteilen, wie es gelang, trotz aller Widrigkeiten und trotz aller Machenschaften Dritter am stiftenden Willen festzuhalten. Eben das macht dann, insoweit, die Identität der Partei oder Firma aus, die als solche nie einer gewollt haben kann; denn es wäre ja doch unsinnig zu unterstellen, dass der Wille des Stifters auch noch die Widrigkeiten und Machenschaften Dritter, gegen die er sich zu behaupten verstand, ihrerseits gewollt haben könnte.

²⁹ Zur Unterscheidung von Handlungssubjekt und Referenzsubjekt vgl. S. 69ff.